

## Vortrag Frau Prof. Dr. Gertrud Höhler und Frau Prof. Dr. Romeiß-Stracke

### **Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Liebe Frau Höhler, der Kollege Ulrich Beck hat gesagt: „Die Nachhaltigkeit ist eine Hure. Man kann in sie alles reintun, aber Visionen erlaubt sie nicht“. Wir haben jetzt die Visionen der nachhaltigen Stadt von Herrn Professor Kreibich vorgeführt bekommen. Ist das die Vision die uns wirklich auf den Weg in die postindustrielle Gesellschaft sinnvoll begleiten kann? Ich denke die Stadt der Industriegesellschaft verändert sich, aber wir sind noch sehr in alten Vorstellungen verhaftet. Die postindustrielle Gesellschaft wird mit Sicherheit eine andere Form von Stadt bringen müssen. In ihrer Verfassung, im Alltagsleben, im Erscheinungsbild und wo auch immer. Ist die Nachhaltigkeit da die Vision die uns weiterträgt?

### **Frau Prof. Höhler**

Na ja, er hat ja sicher gemeint, das die Nachhaltigkeit eine Vision für unsere Zukunft überhaupt ist. Man könnte da vielleicht ein passenderes Wort verwenden: Sie ist eine unausweichliche Verpflichtung. Und das betrifft natürlich dann auch Formen, wie wir unser Leben ordnen. Ich habe bei meinen Überlegungen zu unserem Thema an Aristoteles gedacht, der gesagt hat: „Der Architekt und der Gesetzgeber gehören der gleichen Gruppe von Handwerkern an. Der Eine ordnet das äußere Leben und der Andere sorgt für die innere Ordnung.“ Und er fügt dann hinzu - und das ist das Faszinierende und darum haben wir immer wieder Stadtsymposien und denken immer wieder über die Stadt nach und möchten uns auch gerne vorstellen, wir könnten das steuern, das Wachstum und die Ordnung der Städteweltweit, er sagt: „Der Mensch ist eigentlich wilder als ein Tier, wenn er nicht in der Stadt lebt.“ Das ist unsere Vision nicht mehr, aber alle utopischen Orte haben die Gestalt von Städten. Das himmlische Jerusalem, das neue Atlantis. Wir haben überall diesen Traum, dass das, was ultimatives Wohlbefinden bringt, die Form einer Stadt hat. Und wenn das heute anders sein sollte, müsste man neu darüber nachdenken. Aber was ich bei Kreibichs Ausführungen auch dachte, auch die Stadt - und das dürfen wir nie vergessen, wenn wir unter Planern darüber reden -, lebt vom Kampf der Verwalter gegen die Gestalter. Und die Gestalter sind die innovative Minderheit. Und vielleicht haben Sie das gemeint, dass, wenn man so geordnet darstellt, was wir alles brauchen und was wir in Zukunft haben müssen und er sagt nun: „Das ist ein Brei, was sich um die Städte herumentwickelt“. Ich sage: „Es ist der wuchernde Krebs des Elends weltweit, der um die Metropolen wuchert und, Herr Kreibich: Wir haben leider weltweit ein Ansteigen der Zahl der Verlierer und nicht der Gewinner. Also, das ist alles wunderschön mit diesen Winning-Prinzipien und wir müssen sicher aus den stark geordneten Kulturen immer wieder diese Botschaft in die Welt rufen. Vielleicht auch mit Taten in die Welt tragen, aber gleichzeitig denke ich, wir müssen der Selbstüberschätzung entgegenarbeiten. Und was mich bewegte, als Sie sprachen war auch, lassen Sie noch ein bisschen Spielräume, lassen Sie ein bisschen produktives Chaos. Und wenn Sie vom Grünraumschutz sprechen, das habe ich aufgeschrieben, das ist wahrscheinlich ein Fachwort, dann sehe ich da schon wieder Schilder, dass man da nicht rauf darf auf die Wiesen. Das haben Sie sicher nicht gemeint.“

### **Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Ich würde da gerne einhaken. Wenn man erlebt, wie die Vision der nachhaltigen Stadt vor Ort in den Städten und Gemeinden klein gearbeitet wird, dann sehe ich in diesen Prozessen ganz viel Stadtfeindlichkeit. Angst vor dem Moloch der zugebauten Stadt, vor dem Verkehr, vor der Kriminalität... das meinen Sie ja wohl nicht mit dem Satz: „Stadt ist ja eigentlich immer das Novum der Geschichte gewesen“. Und da würde ich gerne meine nächste Frage nachschieben. Sie haben ja zwei Bücher in der letzten Zeit geschrieben, die viel Aufmerksamkeit erregt haben. Nämlich das Eine „Wölfin unter Wölfen“ (ein wunderbarer Titel, hier sitzen also zwei „Wölfinnen“) und das letzte „Die Sinnmacher“. Beide legen, wenn ich das richtig verstanden habe, einen Schwerpunkt auf andere Lebens- und Arbeitszusammenhänge als wir sie in der Stadt bisher gewohnt sind, die, wie Herr Kreibich auch aufgezeigt hat, durch die digitalisierte Stadt natürlich Chancen bekommen. Können Sie das vielleicht noch einmal in ihrer Auswirkung auf die überkommene, industrielle Stadtstruktur der räumlich-funktionalen Arbeitsteilung plastisch machen?

### **Frau Prof. Höhler**

Ja, die industrielle Stadt ist ja eine Stadt, die statischen Charakter hat. Da bewegen sich ausstrahlend am Morgen, zurückfließend am Abend die Menschen aus ihren Schutzburgen. Also, die Industriekultur hat ja das private Wohnen als Trutzburg gegen die außerhäusliche Arbeit erfunden. Und damit entstand, ich würde es gar nicht ein neues Stadtideal nennen, sondern ein Ideal der Flucht vor dem Öffentlichen des Arbeitens.

### **Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Und die Frauen?

### **Frau Prof. Höhler**

Ja, die Frauen. Zunächst mal lief die Arbeitsteilung weiter. Dann haben die Frauen mitgekriegt, dass sie gar nicht mehr erfuhren, was der Mann eigentlich draußen macht. Und dann hat man angefangen, sie wirklich auseinander zu dividieren. Auch räumlich, und man hat gesagt: „Du willst doch, wenn du den ganzen Tag zu Hause bist, sicher in einen grünen Garten schauen und mal ein bisschen Unkraut zupfen und so, und dann hat man sie in die Vorstädte geschoben.“

### **Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Und dort halten sie jetzt dem Mann den Rücken frei. Ist das jetzt alles vorbei?

### **Frau Prof. Höhler**

Ich habe gar keine Lust mehr darüber zu reden. Weil - spannender ist ja folgendes: Es denken ja immer über künftige Lebensformen Führungsschichten nach. Und die Führungsgruppen leben natürlich ganz anders als die noch immer relativ sesshaften Stadtbewohner, die auch schon ein mobiles Bewusstsein haben, weil sie im Internet leben. Weil sie tatsächlich als vernetzte Kopfnomaden leben und eine gewisse Ubiquität besitzen, die sie auch darüber hinwegtäuscht, dass sie tatsächlich, sagen wir mal 11 Monate des Jahres, in Bielefeld wohnen. Das halten die deshalb aus, weil sie das Gefühl haben, mit der ganzen Welt verbunden zu sein. Die Führungsgruppen aber, die uns nie von der nachhaltigen Stadt berichten, und die in Rio in den Konferenzen sitzen und so weiter, das sind ja wirkliche Nomaden. Das beschäftigt mich. Das interessiert mich sehr. Was für ein Ideal von Wohnen oder Heimat, Zuhausesein oder Schutzraum haben diese

Menschen? Und hier wird deutlich: Dadurch kommt es auch zu diesen Ideen, die der digitalen Stadt oder die Stadt als Datenanzug. Diese Vision kennen ja auch sicher viele von Ihnen, wo ich mir keine Sorge machen muss, dass ich in der Müllerstraße wohne, weil ich gleichzeitig durch meine Vernetzung in allen Straßen dieser Stadt zugleich sein kann. Ich kann hier reinschauen und da reingucken und da mal lauschen und da mal horchen und mit mehreren Leuten zugleich Kontakt haben. Einmal auf meinem Bildschirm, am Telefon und so weiter. Diese Menschlein laufen ja auch schon durch die Städte. Die kommunizieren nicht mehr tatsächlich, sondern jeder hat ein Handy am Ohr. Sie holen sich gegenseitig auf dem Bahnhof Wolfsburg ab, und dann haben beide gleich das Handy am Ohr, jetzt sind sie zu viert, und sie leiden nicht darunter, dass das alles so vermischt läuft. Und die sind gleichzeitig irgendwo Zuhause. Ich finde wundervoll den Ausdruck "Das Internet ist der größte Spielplatz der Welt, wo man mit allen Kindern der Welt zugleich spielen kann."

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Halten Sie das wirklich schon für so starke Realität?

**Frau Prof. Höhler**

Ja sicher.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Wenn man die Zahlen anschaut, wie viele Menschen regelmäßig das Internet benutzen, so ist es ja noch gar nicht die Mehrheit.

**Frau Prof. Höhler**

Doch. Hohe Prozentsätze. Ich staune, wie weit wir zum Beispiel schon sind. Diese bequemen Deutschen. Wie viele das schon machen bei uns, das ist ganz erstaunlich.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Also, 80% haben ein Handy, aber das Internet regelmäßig benutzt gegenwärtig maximal ein Drittel. Grundsätzlich Zugang zum Internet hat ungefähr die Hälfte.

**Frau Prof. Höhler**

Aber die haben alle Angehörige und Freunde und das Ding steht in einer Familie, wo vielleicht die Oma von 87 oder 92 nun teilhat an dem, was die Kinder, die Enkel, die Urenkel da machen. Also, jeder ist ja ein Mitmensch für andere Menschen. Ich glaube, wir täuschen uns, wenn wir denken, dass sei wirklich faktisch nur ein Drittel. Also, ich wollte über diese modernen Nomaden noch einmal sprechen, weil hier die innere Stadt, in der diese Menschen leben, eine große Rolle spielt. Was machen die? Die siedeln sich an, an verschiedenen Punkten des Erdballs. Die haben in Florida in diesen wundervoll umzäunten Silos etwas und dann haben sie etwas in der Stadt, wo sie arbeiten, und sie haben etwas vielleicht vor der Stadt, in der sie arbeiten.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Gut. Das ist natürlich ein kleiner Prozentsatz.

**Frau Prof. Höhler**

Ja, das sind aber die Leading people. Das heißt, das sind auch Bewusstseins....

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Multiplikatoren.

**Frau Prof. Höhler**

Ja, und jetzt kommt das Spannende. Unsere Städte zeigen bereits die anderen, die ihnen nacheifern, denn wenn ich immer höre, wie gelungen, wie schön, ästhetisch, aner kennenswert die neuen Stadtviertel sind die man baut, dann sehe ich da nur die Träume von Parvenus. Da wird gebaut, wie man sich das Wohnen in einem Stadtpalais vorstellt, wenn man nicht die Herkunft hätte, die man hat. Das heißt, wir leben in Kulissen. Und ich frage mich, wie viel mehr von diesen Stadtkulissen wir noch aufstellen werden in Zukunft, wo Leute zu Hause sind, die eigentlich Gäste in diesen Räumen sind. Ich kenne auch viele Familien, da habe ich das Gefühl, das Ding ist aus einer Wohnzeitschrift, aus dem Simulator und sie wohnen da gar nicht. Da liegt nichts ungeordnet herum. Wir haben ausgeliehene Existenzen, weil wir Abgucker sind, weil wir Neidkulturmenschen sind.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Gehen wir noch mal zurück zu der These, das Internet verschafft die Möglichkeit sich zu entbetten, global zu leben, den lokalen Zusammenhang aufzulösen. Ich persönlich glaube da nicht so stark daran, aber setzen wir das mal als Prämisse. Was heißt das für die europäische Stadt, die ja sehr stark auf lokales Leben, auf lokales öffentliches Leben setzt? Was heißt das für die Wohnquartiere?

**Frau Prof. Höhler**

Also, ich glaube, das wir noch mehr als das vielleicht bei dem Austausch unter Fachleuten geschieht, hinschauen sollten. Wie entwickelt sich die Stadt? Sie entwickelt sich ja gemäß den Bedürfnissen. Beispiel: Kann ich mit Fitnessstudios Geld verdienen? Ja, ich kann mit Fitnessstudios Geld verdienen.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Schon nicht mehr.

**Frau Prof. Höhler**

Ja, das kommt darauf an. Mit denen nicht mehr, aber mit neuen Varianten wieder. Ja es verändert sich natürlich das, was dort an Bedürfnissen erfüllt wird, und man muss es schnell genug mitkriegen. Aber wichtig ist doch, die Städte oder das städtische Wohnen entwickelt sich auch so, wie die Bedürfnisvielfalt der Menschen sich entwickelt.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Das hat es ja schon immer getan.

**Frau Prof. Höhler**

Ja, gut. Aber wir müssen mehr hingucken, wenn wir jetzt sagen: Wir haben mehr Teilzeitleute, wir haben mehr gleitende Arbeitszeit, wir haben insgesamt immer mehr Menschen, die mehr Herren ihrer Zeit sind. Und das heißt, dass sie mal montags, mal Mittwochs, mal Donnerstags durch die Städte fluten und nicht nur alle gemeinsam am Samstag und am Sonntag. Und das führt dazu, dass wir den Mix einüben, von dem wir eigentlich träumen, nämlich Work-life-Balance, beides besser, genauer, näher zusammenzubringen.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Da sind wir ein Volk.

**Frau Prof. Höhler**

Dass wir das auch widerspiegeln müssen bei unserer Planung für Städte. Bei Kreibich kam das vor mit dem Gedanken, den wir ja schon lange austauschen: Wie machen wir das mit dem Verkehr? Wie machen wir das mit den kurzen Wegen? Mir fällt dazu immer ein, sollten wir nicht genauer hinschauen, bitte mal aus der Luft? Wie sind alte Ansiedlungen von Menschen gewachsen. Sie sind organisch gewachsen und das ist ja hier in Wolfsburg einer der wichtigsten Ausdrücke, der soziale Organismus "Stadt", weil hier einmal ein Manager gelebt hat, der heißt Goendevert, der hat gesagt: „Autos sind Kommunikationsmittel“. Und das steht ganz oben, wenn wir über Autos und Mobilität nachdenken. Und derselbe Goendevert hatte gesagt: „Die Company ist ein sozialer Organismus“. Das dürfen wir nie vergessen. Wie wachsen soziale Organismen? Wie wachsen Organismen überhaupt? Sie wachsen wie Farnblätter, sie wachsen wie Spiralen und die alten Siedlungen sind so gewachsen.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Aber da gibt es ja nun immer Architekten die das immer wieder nachzeichnen. Schön theoretisch. Aber es funktioniert meistens nicht.

**Frau Prof. Höhler**

Weiß ich nicht. Es wird einfach nicht gemacht.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Es gab in der Vergangenheit „organische“ Stadtmodelle, z.B. von Göderitz und Roland Rainer. Aber genau die haben sich nicht durchgesetzt.

**Frau Prof. Höhler**

Das ist nicht ganz richtig. Ich will Ihnen mal ein Beispiel geben. Also, Gunther Henn, uns allen bekannt, hat ja die TU München gebaut, als eine Kommunikation sozusagen erzwingende Welt.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Also Entschuldigung, ich bin an der TU München. In dem neuen Campus in Garching kommuniziert niemand. Im Gegenteil, die Studenten beklagen sich darüber, dass da keine Weiber sind, weil nur die Techniker hinaus verlagert worden sind und auch insgesamt, daß keine Kommunikation zustande kommt.

**Frau Prof. Höhler**

Ja, aber da müssen wir natürlich fragen, wieweit da die Führungsgruppen mitspielen und wieweit die das befördern.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Nein, da geht es schon um Baustrukturen. Also, Kommunikation durch Bauen befördern, das versuchen die Architekten, seitdem ich sie kenne. Das funktioniert nicht.

**Frau Prof. Höhler**

Wir haben ja in den Arbeitsarchitekturen viele Modelle durchprobiert. Die Großraumbüros und dann wieder diese Dinger mit den Glasscheiben, wo sofort

die Gummibäume dahinter gestellt wurden. Ich meinte, daraus lesen wir: Was für Bedürfnisse haben die Menschen? Was für Revierinstinkte verwirklichen sie augenblicklich, wenn sie einen Platz in einem Raum zugewiesen bekommen? Das nehmen wir nicht ernst genug. Wir sprechen von der Stadt wie von einer Maschine zur Massenmenschhaltung.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Okay, das ist sicherlich noch viel zu lange so gewesen. Wir sind immer noch bei der Stadt im Übergang und noch mal zurück zu Ihrer Worklife-Balance. Das finde ich das spannendste Modell, weil ich denke, das wird unser Bild von "Stadt" möglicherweise sprengen. Ich selber lebe diese Worklife-Balance indem ich mein Büro schon lange im Hause habe, weil das mit zwei Kindern einfach praktischer war. Was macht die Stadt München? Sie brummt mir eine Strafe auf, wegen Zweckentfremdung.

**Frau Prof. Höhler**

Dann haben Sie die falschen Möbel in den Räumen stehen? Das kann ich Ihnen erklären.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Ja, ja. Dann habe ich aber gesagt: „Aber ich verursache doch immerhin keinen Verkehr?“ „Nein, das dürfen Sie trotzdem nicht!“ So etwas ist doch Quatsch, oder?

**Frau Prof. Höhler**

Nein, das ist Behörde.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Das ist manchmal identisch.

**Frau Prof. Höhler**

Ich würde niemals Energie aufwenden, um solche Menschen umzuerziehen, weil sie stehen ja unter starkem Druck. Da sind Angstkulturen, Misstrauenskulturen, alles das, was wir nicht wollen. Setzen Sie doch nicht da an. Wenn die Betriebsprüfung kommt, räumen Sie den Kleiderschrank aus und tun Akten rein.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Das habe ich auch öfter schon gemacht. Ja klar. Ich wollte nur mal ein Exempel statuieren. Sie wissen es doch, die Kommunen sind nicht darauf vorbereitet. Aber Sie sagen die Behörden sind eben Behörden und man kann sie nicht umerziehen. Dabei sind wir ja bei dem spannenden Punkt, der heute Nachmittag immer wieder angesprochen wurde: Stadt als Unternehmen. Halten Sie es für möglich, dass die Kommune als Unternehmen geführt wird? Ist es sinnvoll? Ist es richtig? Hat sie nicht auch noch andere Aufgaben?

**Frau Prof. Höhler**

Ich könnte mir vorstellen, dass ein Oberstadtdirektor zum Beispiel eine solche Perspektive benötigt, um seine Aufgaben richtig zu machen. Und darum habe ich so sehr dafür plädiert, dass die Menschen, die etwas unabhängiger über die Zukunft der Stadt nachdenken, wenn sie schon so ein Traumobjekt der Menschheit immer gewesen ist, dass die auch sagen: "wir müssen zuschauen, wie es sich verändert". Wir müssen gucken was die Leute mit den Wohnquartieren anstellen. Ich sage Ihnen mal ein Beispiel. Warum wollen die

Leute in Berlin nicht aus den Plattenbauten, wo die Toilette auf dem nächsten Treppenabsatz ist? Was ist da eigentlich los? Die schätzen nicht die Dürftigkeit so sehr, sondern sie erleben da zum Beispiel die eigene Vergangenheit, die ihnen Halt gibt.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Die Identität. Klar.

**Frau Prof. Höhler**

Das heißt: die sind nicht zu Gast und sie wollen nicht in Häuser, wo sie zu Gast sind. Und das wir hier mehr zuschauen, wie es wächst und auch wie es wächst, wenn es krank ist. Das Ausmüllen von Städten in die Umgebung, die Verelendung, die im Gleichschritt mit dem Aufstieg läuft. Sie läuft wirklich im Gleichschritt mit dem Aufstieg. Und wenn wir das etwas entwickeln, was bei Ihnen ja sehr stark durchklang, Herr Kreibich, dass wir es besser ordnen wollen, das Leben in den Städten. Wenn wir es denn, als städtisches Leben ordnen wollen, dann könnten wir ja auch mal fragen, ob wir das wollen. Dann sollten wir uns mal fragen, wie wenig uns da gelingt. Warum gelingt uns da so wenig?

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Gleichzeitig fahren viele Menschen in ihrem Urlaub sehr, sehr gerne in städtisches Ambiente. Und zwar in solche Städte, die in hohem Maße geordnet wurden, nämlich die mittelalterliche Stadt oder die Renaissance Städte und finden sie sehr schön.

**Frau Prof. Höhler**

Ja, wenn es alte Städte sind, dann hat das andere Gründe. Das hat eigentlich nicht den Grund, dass das so besonders geordnet ist, sondern dass tatsächlich der Form, dem Wissen soviel mehr Beachtung geschenkt wurde als heute. Also, wir haben halt heute Stützen, die nicht tragen. Wir haben eben auch lauter Zitate aus der Vergangenheit unserer Baukunst, und auch der kleine Michel, der nicht weiß, warum es ihm nicht gefällt, ich weiß eines: Es gefällt ihm nicht. Es fasziniert ihn nicht. Es gibt offenbar, und dem widmen wir nicht mehr genügend Aufmerksamkeit, Gesetze wie es sie in der Welt der Klänge gibt, in der Welt der Farben gibt. So auch in der Welt der Formen. Gesetze, von denen wir sehen, sie sind gut. Hier stimmt was.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Die Gesetze gibt es schon, sie werden nur nicht angewandt.

**Frau Prof. Höhler**

Ja, aber es gibt ja durch die Materialien, mit denen wir bauen, natürlich die Versuchung. Das schwebende, das fliegende Stück **Bau...**

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Es gibt das Instrument der Gestaltungssatzung, was leider sehr wenige Kommunen anwenden.

**Frau Prof. Höhler**

Ich weiß das nicht, wieweit die Kommunen, was sie besser machen könnten, schlechter machen. Das kann ich nicht sagen, aber wir müssen den Einspruch der kreativen Minderheiten vielleicht noch klüger einblenden in die Prozesse, die im Alltag ablaufen. Das macht uns ganz große Schwierigkeiten.

**Frau Prof Romeiß-Stracke**

Das ist richtig. Kreativität ist unbequem.

**Frau Prof. Höhler**

Und das ist das Stichwort natürlich. Wir haben auch von der New Economy, von der Old Economy gesprochen, was für anspruchslose Vokabeln. Ich spreche von der Human Economy als der zukünftigen Gesellschaft. Eine Gesellschaft, in der es sich mit Humanitas gut leben lässt - und zur Humanitas selbst gehören: Bewegungsspielräume, es gehören auch Veränderungsanlässe dazu. Das heißt, dieses überaus fertige von Häusern, das ist ja nun auch Deutschland, mit Vorgärten, mit Zäunen, mit hässlichen Steinplatten, hässlichen Treppenstufen.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Das können Sie in Italien auch haben.

**Frau Prof. Höhler**

Ja, und trotzdem. Selbst, sagen wir mal, in Spanien der Geröllberg neben auch wieder einem kulissenhaft zitierten Gebäude, wo die Deutschen dann hinreisen, hat einen anderen Charme, das hat auch damit zu tun...

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Mit der Sonne. Das hat mit der Sonne zu tun.

**Frau Prof. Höhler**

Nicht nur mit der Sonne, sondern, was ich nun kürzlich beobachtet habe ist, das alle diese Müllberge schneller zuwachsen als bei uns und mit schöneren Pflanzen zuwachsen als bei uns. Der Wald holt sich das ganz schnell, weil die Vegetation so wundervolle Bedingungen hat. Wenn das nicht der Fall ist, wie in den gemäßigten Zonen, wo wir leben, dann müssen wir uns ein bisschen mehr Mühe geben, und Mühe geben ist halt für einen Bürokraten etwas ganz anderes als für einen Menschen, dem der Kopf fast vor Ideen platzt. Und die zwei, die mögen sich nicht, sie kooperieren nicht gut. Wo wollen sie die Behörde schaffen, die dafür sorgt, dass das Gleichgewicht zwischen beiden einigermaßen wiederhergestellt wird? Also, es ist wirklich dieses Balancespiel: Auf wieviel Schönheit, ich sage es mal anders, haben wir eigentlich ein Recht? Haben wir nicht ein Recht, schöne Dinge zu sehen? Darum sind wir in der mittelalterlichen Stadt so glücklich, weil wir spüren, dass hier Geduld, Zeit, Sorgfalt und Konzepte, die nicht von heute auf morgen hingeschmissen sind, sondern die tatsächlich austariert und ausbalanciert sind und dann wieder mit errechenbaren Gesetzen zu tun haben, angewendet werden.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Wobei die mittelalterliche natürlich auch keine durchgängig harmonische Stadt war. Das meinen Sie doch. Wir reden hier von Ästhetik.

**Frau Prof. Höhler**

Aber Spiegel von Lebensformen, in die wir uns offenbar gern zurückversetzen. Das hat dann auch mit Langsamkeit zu tun, Fußgänger sein zu tun, damit, wohin wir ab und zu mal wollen, wir wollen da ja nicht immer sein.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Blick in die Zukunft. Wir sind hier in der Autostadt. Die Autostadt als, ja, wenn man so will, neue Form der Stadt. Ist diese Autostadt ein Entwurf, wie vielleicht in Zukunft mehr Städte oder größere Stadtquartiere geplant werden könnten?

Wir finden ja auch in anderen Städten ähnliche Ansätze mit sehr amorphen, amöbenhaften Architekturformen und neuer kreativer Architektur. Hier ist es ja eigentlich keine richtige Stadt, es sind Solitärarchitekturen in ein Landscaping gestellt. Die Landschaftsplaner holen im Augenblick in der Stadtplanung wahnsinnig auf und definieren eigentlich von sich aus Stadtplanung, während die Stadtplaner, die alten Stadt-Baukünstler eher auf dem Rückzug sind. Halten Sie ein Ambiente in dem wir uns hier bewegen, für ein Zukunftsmodell von Stadt oder ist das nur eine Freizeit-Enklave, wo die Industriegesellschaft sich selber kulturell überformt?

### **Frau Prof. Höhler**

Ja, es ist natürlich etwas davon. Es ist eine Inszenierung. Es ist auch die Aufforderung, Leben als eine Kette von Events zu sehen, sich konsumentenhaft zu verhalten. Was wird mir hier geboten? Übrigens ganz schlimm wird dieses praktiziert in den neuen Ländern. In Frankfurt an der Oder zum Beispiel, da haben wir eine verglaste Innacity, die in so einem brutalen Kontrast zu den übrigen Stadtquartieren steht, dass die Menschen tief gekränkt sind, wenn sie diesen Kontrast erleben. Sie können es sich nicht erklären, aber sie sind gekränkt. Das heißt, wir müssen sehen, was, wo, wann passieren kann. Wo man, nehmen Sie das Beispiel, wer es kennt, das Kongresscenter in Luzern, das über dem See hängt oder Nouvels entsprechender Bau in Ost-Berlin, von dem er, als er ihn plante, gesagt hat: „Wenn ich hier was machen soll, dann kann ich nur sagen, mein Haupteindruck ist; hier ist es zu dunkel. Ich werde Licht bauen. Licht.“ Da sehen Sie, er denkt nicht an die Materialien, sondern er denkt an das, was erlebt wird später. Es ist einerseits die Inszenierung, an der wir sicher nicht vorbeikommen, aber die Knechtung der Menschen unter einen Konsumhunger; was kommt denn jetzt hier? Die Leute wollen das nicht mehr. Es sind zuwenig Gestaltungsaufforderungen. Es ist zuviel schon gegeben, schon fertig und steril. Und wenn man dieses hier sieht, ich möchte gern, wir wären zugleich in Dresden, viele von Ihnen kennen sicherlich Dresden, die gläserne Stadt. Dann würden wir sehen, dies ist eine Form Teilhabe von Menschen an Prozessen zu organisieren, die ihnen sonst nie zugänglich werden. Und das, finde ich, ist die humane Komponente dabei. Auch hier, wenn ich draußen das Auto sehe, das uns zeigt was passiert, wenn wir nicht angeschnallt sind und gegen eine Wand fahren. Das ist nicht Konsumaufforderung, sondern das sind Dinge, an die kommt man als Normalverbraucher nur ganz schwer heran - oder nur über das Fernsehen. Hier kann man es real sehen. Also, ich glaube, diese schwierige Aufforderung, Komplexität zu managen, das ist die Aufgabe der Stadtplaner. Das heißt nicht, ein bisschen Park und dann vielleicht ein ganz klein bisschen 17. Jahrhundert oder was weiß der Teufel, was nun gerade der Bauherr will, sondern das Leben muss offen bleiben. Die Stadt muss ein offenes System sein, die Stadt muss Kraft ansaugen, auch von ihren Bewohnern. Mir ist ein bisschen zuviel die Rede davon, dass man sagt, was für eine Stadt geben wir denen denn? Was machen die denn mit der Stadt? Damit sie damit etwas machen können, brauchen sie Orte, Plätze.

### **Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Die nehmen sie sich ja.

### **Frau Prof. Höhler**

Ja, die nehmen sie sich, aber dass Orte wirklich entstehen, das ist ja zunächst einmal nicht topographisch zu erzwingen, indem da Platz ist, vielleicht sogar ein

Baum im äußersten Falle, sondern indem die Menschenseele dahin eingeht. Das können wir nicht erzwingen.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Wir können es nicht erzwingen, aber wir müssen es zulassen. Ein gutes Beispiel. Ich komme aus München. In München vor dem Nationaltheater, der Oper, trifft sich die Skater-Szene und führt da ihre Kunststückchen vor, während die sich die Münchner Bourgeois die Treppe zu den Festspielen hochtragen. Und mancher regt sich natürlich auf: was sollen diese jungen Leute denn da? Und dann machen die Boards auch immer so laut „klack – klack“, wenn sie den Bordstein herunterspringen.... Die Stadt München hat versucht die Skater zu vertreiben, um den Platz in seiner Erhabenheit wieder herzustellen. Die lassen sich das aber nicht verbieten. Sind das die Prozesse, die Sie meinen?

**Frau Prof. Höhler**

Ja, das sind zum Beispiel Prozesse, die ich meine. Wir haben ja alle zur Kenntnis genommen, dass es jetzt so eine Regel für diese Menschlein auf den schnellen Rollschuhen gibt, also die werden als Fußgänger betrachtet und rennen da zwischen den Omas auf dem Gehsteig rum, während sie viel lieber Fahrzeuge sein wollten und auf der Straße unterwegs sein wollten. Ich bin mir immer noch nicht sicher, ob diese Regelung, die man jetzt gefunden hat, richtig ist. Also, das sind wunderbare Quellen von Innovation und Kreativität in unseren Städten. Das ist ein Teil dessen, was ich meine. Aber ich will Ihnen mal ein anderes Beispiel sagen, was mir einfiel, als ich unterwegs versucht habe, das zu beschreiben, was ich meine. Wofür bei uns die Spielräume fehlen. Ich habe, als ich mein letztes Buch schrieb, über die Aufgabe der Führenden, Sinn nicht nur zuzulassen, sondern geradezu zu entwickeln mit ihren Leuten, ein Beispiel gefunden, das hat mich umgeworfen. Und zwar, wir reden immer von Alphas, alle Chefs sind Alphas. In meinem Männer-Frauenbuch habe ich geschrieben: Bei den Wölfen gibt es auch Alphafrauen, man glaubt es kaum, also, es gibt eine weiblich Alpha-Reihe, wahrscheinlich bei Menschen auch, wir haben es nur noch nicht so richtig herausgefunden.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Aber sicher.

**Frau Prof. Höhler**

Und stellen Sie sich bitte vor, die Forscher sagen uns, das es unter den hochentwickelten Tieren oder, ich sage das mal dazu, in allen Religionen, neben dem Alpha, dem Tiertier, das Omegatier gibt. Und jetzt sehen Sie mal unsere Städte, die müssen für beide Platz bieten. Das Omegatier ist das Tier, das alle zum Spielen anhält. Das ist das Tier, was für die Heiterkeit der Gruppe zuständig ist und keine Karriere wünschelt. Das ist das Geschöpf, das wir mobben im Büro, weil wir sagen: „So ein Langweiler, der will ja gar nichts, der will ja nicht mal ein Wettbewerber sein“.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Ja, davon sitzen aber ganz viele in unseren Verwaltungen.

**Frau Prof. Höhler**

Nein, das glaube ich nicht. Nein, nein, nein, das glaube ich nicht.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Ich habe sieben Jahre in der Stadtverwaltung gearbeitet. Ich darf das sagen.

**Frau Prof. Höhler**

Jedenfalls, diese beiden Enden der Skala machen die humane Gesellschaft aus. Und dafür muss Platz sein. Das sind im Grunde die Boulespieler, das sind die palavernden Männer, Männer reden ja immer viel mehr als Frauen, einfach nur so um des Redens Willen.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Bei denen heißt das aber „Diskurs“.

**Frau Prof. Höhler**

Ja, wir haben diskutiert, sagen die dann, über Projekte, Projekte und so.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Es gibt eine schöne Untersuchung darüber: Weiber klatschen. Männer machen Diskurs – sagen tun sie faktisch das Gleiche.

**Frau Prof. Höhler**

Also, in südlichen Ländern, wo eben doch die beseelten Orte da sind, die das auch herausfordern, wo man stehen bleiben muss, wo man sich setzen muss, weil da diese Platane steht. Wo man mitspielen muss, weil da die silbernen Kugeln liegen, die provozieren es schon eher als unsere Städte. Wo man in unseren Städten stehen bleiben will, also das weiß ich nicht genau. Und zum Schluss, die Amerikaner haben eine Forschung gemacht, um zu zeigen, wie weit wir weg sind von der natürlichen Mitmenschlichkeit. Wir rennen ja aneinander vorbei, ohne uns anzuschauen, eine Form der Diskretion werden wir sagen. Das ist aber auch eine Form der Abschottung jedes gegen jeden und zwar dies Steinzeitsignal: Der ist nicht von meinem Stamm, der könnte mein Feind sein. Das ist immer noch drin bei uns. Lauter fremde Menschen in den Städten. Ein unwahrscheinlicher Stress. Wenn da einer stürzt, dann dauert es laut Statistik etwa sechs Minuten, bis jemand ihn aufhebt. So ist der Mensch mit dem Menschen. Das heißt, wenn wir so von den urbanen Städten und von der Nachhaltigkeit reden, dann müssen wir erst mal überlegen, dass die Menschen miteinander ihre Probleme haben, weil es so viele Fremde gibt. Riesenprobleme in den großen Städten.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Es ist ein altes, romantisches Bild aller Stadtplaner, dass sie Städte zum Flanieren bauen möchten. Den Flaneur gibt es schon lange nicht mehr, aber was es ja zunehmend gibt - und deswegen kann ich Ihre Beobachtung nicht ganz teilen - dass die sind Menschen, die als Touristen in Städte fahren und eigentlich nichts anderes machen als dauernd stehen zu bleiben. Die stören uns Stadtbewohner dann, denn sie stehen im Zweifel dort und wollen in Ruhe schauen, wo ich als normaler Stadtbewohner gerade schnell einen Platz überqueren muss um zu einem Termin zu kommen. Diese Art von modernem Flaneur gibt es immer mehr. Städtetourismus ist das einzige Tourismussegment in Deutschland, was immer noch wächst, weil Menschen in die urbanen Ambientes, natürlich nur in den Innenstädten, fahren. Sie fahren allerdings nicht in die Hässlichkeit, die Sie wahrscheinlich hauptsächlich meinen.

**Frau Prof. Höhler**

Ich meine nicht die Hässlichkeit. Ich meine die Zumutung, dass wir nicht erkennen können, dass man uns wohl will. Die Großstadt ist eine ungeheure Zumutung in diesem Sinne, und die Leute laufen aneinander vorbei, mit einem

geschlossenen Gesicht. Und ein Lächeln ist die absolute Seltenheit. Und wenn man es probiert mit dem Lächeln, dann sehen Sie auf dem anderen Gesicht einen kleinen Schrecken. Das heißt, wir müssen das schon zusammennehmen: In welcher Verfassung sind die Menschen? Wie können wir ihnen helfen, dass es Ihnen besser geht? So sag ich mal. Und wenn wir die kleinen, neuen Unternehmen sehen, indem junge Leute sitzen, dann sagen die ja als Quintessenz ihrer bisherigen Erfahrung in diesen kleinen, neuen Unternehmen, als Pioniere einer Zukunft, dann sagen die ja: "Wer nichts für sich tut, der verliert den Anschluss". Und das ist ein Satz, der bringt zusammen, Genussmoral mit Leistungsbereitschaft. Das heißt, für mich ist da ein Glanz von Zukunft, wenn ich so etwas höre. Also, Wohlbefinden, ich höre das so selten, Wohlbefinden ist das Ziel. Was sollen Menschen sonst mit ihrem Leben machen? Es soll ihnen gut gehen, sie sollen sich wohlfühlen. Das führt dann dazu, das sie sagen: Es macht Sinn. Und jetzt mal mein heutiges Erlebnis wieder auf dem Bahnhof Zoo, wo alle alles hinschmeißen und einer fegt. Da habe ich mir gedacht: „Kinder, wir haben ja noch diese einfachsten Alltagsdinge überhaupt nicht verinnerlicht. Das ist doch nicht in Ordnung, dass einer mit dem Besen läuft und wir alles fallen lassen“. Wie kriegen wir das hin?

### **Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Noch mal zurück zu Ihrem „das macht Sinn“. Das Wohlbefinden, das ganzheitliche Wohlbefinden, das ist ja nun auch nach allen Trendforschungen die Zukunftsvision für unser persönliches und auch für unser gesellschaftliches Leben. Und ich denke da sind wir am Ausgangspunkt unseres Gespräches. Das persönliche Wohlbefinden im Arbeiten und auch in der Freizeit, also im gesamten Leben in einer Stadt, die das zulässt, vielleicht in neuen Nachbarschaften, das wäre eigentlich das, wo wir hinarbeiten müssen, ohne stadtfreundlich zu sein. Vielleicht die Innenstadt, die wir ja haben und die nur im Augenblick ausdünn, doch wieder Krone, wo man gerne hingehet und eben dann sogar wieder flaniert?

### **Frau Prof. Höhler**

Ja, was wir ausgelassen haben, müssen wir unbedingt zum Schluss noch sagen. Die generationenfreundliche Stadt, dass diese Ghettos für die ganz Kleinen und die ganz Alten bitte aufgemacht werden. Dass es aufhört, dass wir wegen Karriere und wegen Erfolg, wenn wir morgens in unsere Erfolgscener strömen..., das wir erst mal diese kleinen neuen Menschen da irgendwo kasernieren, die da zu Hunderten zusammen rumkrabbeln, was sie wenig fördert. Das wird nicht bedacht, aber Pisa hat es uns jetzt bewiesen. Und dass wir gleichzeitig die Alten kasernieren. Diese vitalen Alten, die sitzen auch irgendwo in Ghettos. Das heißt, in der Stadt, da rennen die Erfolgstypen rum, die kaufen dann um vier Uhr noch Brötchen und alles was sie brauchen. Und wer da langsam geht und einen Stock bei sich hat - oder dasselbe wie ein Stock ist ein Kinderwagen, der stört. Der hat irrsinnigen Stress. Das heißt, der Generationenmix, da sehe ich wirklich eine Erziehungsaufgabe von Stadtplanern, der muss Bestandteil der Stadtplanung sein, so, dass das gar nicht mehr geht, dass man ausgestoßen wird als neuer Mensch oder als alter Mensch und dass nur die in der Mitte ihren Erfolg suchen und alles auf sie zugeschnitten wird.

### **Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Die soziale Mischung haben ja Stadtplaner in Stadtentwicklungsplänen und Stadtanierungsplänen längst gefördert und praktisch ausprobiert. Und dann stellen wir doch fest: die Familien und die Erfolgstypen und die Älteren, das segregiert sich mit der Zeit wieder, weil sie sich im gleichen Quartier nicht

wirklich vertragen. Also, rein durch Stadtplanung kann man soziale Mischung sicherlich nicht erreichen. Aber als Vision für eine lebenswerte Stadt, denke ich, ist es auf jeden Fall wichtig zu kommunizieren. Und weil Sie die Freudlosigkeit ansprachen, die ich in dieser Gesellschaft auch feststelle, ich denke das liegt daran, dass wir keine Visionen haben. Weder unsere Politiker noch unsere Stadtväter geben uns Visionen, wo man sagen könnte: „Toll, da mache ich mit“.

**Frau Prof. Höhler**

Ja, aber die Vision kommt ja immer aus der Nische. Ich sage ja nur: „Betoniert die Nischen nicht zu, wo die Minderheiten mit ihren Visionen sitzen“. Sie können nicht verlangen, das ein Bürokratichief ein Visionär ist. Der geht vor die Hunde. Der wird da abhauen, der wird da gar nicht erst sein. Also, wir müssen einfach die Wirkung, die aus den Nischen kommt weiterhin sichern. Und ich will Ihnen was sagen: Es wird Bestandteil der Stadtplanung, weil wir weiter unsere Sozialsysteme an die Wand fahren. Unsere Gesundheitspolitik, wir wissen ja jetzt, das es im gleichen Takt weitergeht, wie wir bis hierher gefahren sind. So, und schon in den nächsten vier Jahren wird deutlich werden: Da wir uns das alles nicht mehr leisten können, werden wir wieder aufeinander angewiesen sein. Ich meine damit gar nicht so sehr, Tochter pflegt Mutter, pflegt Oma und so weiter. Aber wir werden uns räumliche Verhältnisse schaffen müssen, in denen Handreichungen möglich sind. Wo eigene Berufsgruppen geschaffen werden müssen, damit die verschiedenen Altersgruppen auf ihre Kosten kommen. Das heißt, skurrilerweise wird die Not es erzwingen, die zunehmende Knappheit wird es erzwingen, dass wir wieder näher zusammenrücken. Das wird sehr interessant in den nächsten vier Jahren.

**Frau Prof. Romeiß-Stracke**

Das wird interessant, und das wird sicherlich länger dauern als vier Jahre. Frau Höhler ich danke Ihnen für dieses Gespräch.

**Frau Prof. Höhler**

Ich danke Ihnen auch.